

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

301 (27.12.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterhochzeit und Winter

Das Gespensterzimmer Von Thea Reimann

Sch hatte mich endlich entschlossen, dem Drängen meiner Bale nachzugeben und sie in ihrem pommerischen Paradies zu besuchen. Seit zwei Jahren war Erta landlich verheiratet. Obwohl die Ehe glücklich war, fühlte sich Erta, vor allem im Winter, doch recht einsam. Darum pflegte ihr Mann alle nur erdenklichen Freunde und Freundinnen in das alte, schöne Herrenhaus einzuladen, zur Jagd, zum Sport oder auch nur zu Erta Unterhaltung.

Um mir ihre Einladung besonders schmackhaft zu machen, hatte Erta in ihrem letzten Briefe geschrieben: „Du wirst hier unter anderen auch einen glühenden Verehrer wiedersehen. . .“ Da konnte ich nicht widerstehen und sagte zu.

Abends mit dem letzten Zuge kam ich an. Erta Mann war selber mit dem Auto an die Bahnstation gekommen, mich abzuholen.

Als wir an der Rampe des Herrenhauses vorfahren, wurden wir mit freudigem Hallo begrüßt. Erta und eine kleine lustige Gesellschaft waren zu unserem Empfang verammelt. „Ich hätte nie geglaubt, daß du doch noch dein Versprechen hältst“, sagte Erta, mich vor Freude ans Herz drückend und abküssend.

Man schleppte mich zunächst in den Speisesaal, denn natürlich mußte ich nach einer so weiten Reise hungrig sein. Außerdem mußte man noch über das Wie und Wo meiner Unterkunft beraten. „Ein Fremdenzimmer wäre ja noch frei, aber das möchte ich dir nicht anbieten“, sagte Erta etwas unsicher.

„Warum nicht? Was ist denn damit los?“
„Ja — das Gefinde sagt — es spukt darin.“

Ich lachte gerade heraus. „Das ist ja herrlich. Ein Hausgespenst habt ihr? Donnerwetter, seid ihr feibel! — Hast du es denn schon einmal gesehen, Erta?“

„Sie nicht, aber die Leute hatten es gesehen.“
„Also, dann will ich es auch sehen. Das ist gerade etwas für mich!“ sagte ich freudig.

„Fürchtest du dich denn nicht? Du bist gar keine richtige Frau!“ bemerkte Erta lachend, aber sichtbar erleichtert.

„Sch ich aus, als ob ich mich fürchte?“
„Nein, nein, im Gegenteil!“ erklärte einmütig die ganze Gesellschaft, und ein benachbarter Gutsbesitzer, unversehrter, 25 Quadratmeter Karthoffelacker, fügte galant hinzu: „Eine schöne Frau braucht selbst vor Gespenstern keine Furcht zu haben.“

Dann sagte man sich gute Nacht und drückte mir teilnehmend die Hand.

Erta und ihr Mann begleiteten mich nach dem Seiteneingang des Herrenhauses.

„Leb' wohl, Erta. . .“ (Ich hatte mir die Frage bisher verkniffen. . .) „Wo ist denn nun dieser glühende Verehrer?“

„Ach“, sagte sie, „mer weiß, wo der sich wieder einmal herumtreibt! Möglich, daß er im Dreie ist und in der Wirtschaft sitzt, um Studien zu machen, möglich auch, daß er durch den Wald streunt, — er ist eine romantische Natur. . . Morgen früh wirst du ihn schon sehen.“

Erta wurde mit einem Male auffallend schlaftrig. Sie verabschiedete sich rasch: was seine Erklärung darin fand, daß es auf Mitternacht ging.

Ich war hundemüde von der Reise. Ich nahm die nötigen Utensilien für die Nacht aus meinem Handkofferchen, wusch mich und dachte gar nicht

mehr an den Spuk. Doch bevor ich das Licht auslöschte, legte ich vorsichtshalber meinen feinen Browning in Greifnähe. Eigentlich ist mir das, wenn ich auf Reisen bin, eine Gewohnheitsgeste, aber an diesem Abend kam sie mir selbst zum Bewußtsein. Dann löschte ich das Licht aus, zog die Federdecke hoch, bis über die Ohren — man kann nie wissen —, und ließ mich von dem feinen Dünstdufte, der dem Linnen entstieg, betäuben.

Ich weiß nicht, ob ich schon geschlafen hatte, als mich ein leises, schlürfendes Geräusch wöllig munter machte. „Ach hab' die Tür nicht verriegelt, sieh mir ein aber es war nun zu spät. Ein kurzes Knirschen der Stühle, und die Tür ging auf. Die Haare standen mir zu Berge. Ich wollte nach dem Browning greifen, aber ich war wie gelähmt, als hielt eine unsichtbare Macht meine Arme fest. Ich konnte nur noch „Also doch!“ denken. Die Turmuhr des Herrenhauses schlug bang und bedauernd zwölf.

Da löste sich eine hohe, dünne Gestalt in langem weißem Gewande aus dem Rahmen der offenen Tür. Sie kam auf mein Bett zu, streckte eine dünne, knochige Hand aus und geriet mir das Dedbett weg. Ich wollte schreien, brachte aber keinen Laut hervor. Mein Mund war weit offen. Die Augen traten mir aus den Höhlen. Vielleicht hatte ich doch eine Bewegung gemacht, denn das Gespenst entsetzt erschrocken. Ich hörte die Tür ächzen, hörte sich entsetzende, schlürfende Schritte; dann fiel ich in Ohnmacht.

Als ich am anderen Morgen halb erfroren (denn ich hatte kein Erwärmen tatsächlich kein Dedbett mehr), blaß vom überhandnehmenden Schrecken, zum Frühstück in die Veranda kam, war die Gesellschaft schon verammelt. Man brauchte nicht erst

zu fragen; man sah es mir an, daß die Nacht nicht ungestört verlaufen war.

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!“
Ich erzählte. — . . . und ich habe wirklich nicht geträumt, denn beim Aufwachen hatte ich kein Dedbett mehr.“

Alle schwiegen betreten und geärgert. Erta war ganz bleich. Die normale Atmosphäre wurde erst wieder hergestellt, als ein Buch unter dem Arme und noch halb ver schlafen, ein junger Mann in der Veranda erschien: der Dichter Dlap Kawentel, der glühende Verehrer, den Erta mit avisiert hatte.

„Frau Erta? Sie hier? Küß die Hand! Nein, welche Liebererhöhung!“
Und er setzte sich ungeniert neben mich an den Frühstückstisch und brachte seine freudige Begrüßung zum Ausdruck, während er unzählige Brote die mit pommerischer Butter bestrich.

„Butter“, sagte er, „Butter erhält mich.“ Nun war natürlich er der Brennpunkt des Interesses, und niemand dachte mehr an mein nächstliches Erlebnis. Wie undankbar doch die Menschen sind! Da hörte ich den Dichter sagen: „Ich muß Ihnen etwas Komisches erzählen. Und er verschlang ganz aufgeregt das dreizehnte Butterbrot.“

„Heute Nacht war das dermaßen frisch, daß ich mich in meinem Bett — ich schlief zu Hause mit Zentrheizung — absolut nicht erwärmen konnte, und weil ich das Gespensterzimmer leer mußte, wollte ich mir dort das Dedbett holen. Aber denken Sie sich: wie ich es schon in Händen hatte, ließ ich mit Entsetzen ein wirkliches Gespenst im Schallende Gelächter ersticke die weiteren Worte des Dichters Kawentel.“

Die Reissammlerin

Ein frischer Winterwind legt das letzte Raub von den Bäumen, die fast laht ihre Arme gen Himmel recken. Die untergehende Sonne überzieht mit ihren Strahlen den Rasenteppich, der den Boden bedeckt, und läßt ihn in leuchtenden Farben schillern. Auf einer Bank sitzt träumend ein Mann. Blühlich schreit ihn ein Geräusch auf. Er sieht sich um und gewahrt ein altes Mütterchen, das mit zitternden Schritten unter den Bäumen einhergeht und Reifig sammelt. Das Gesicht der Alten ist faltig, verhärrt, der Rücken gebeugt; schwer drückt sie die Last der kleinen Bündel. Die Finger raffen unsicher tastend das Reifig.

Der Mann auf der Bank greift in seine Tasche und nimmt ein Geldstück heraus. Er überlegt einen Augenblick; er will das Mütterchen das Geldstück finden lassen wie ein Stück Reifig. Aber es fällt nicht dorthin, wo die Alte Reifig sammelt; er sieht schlecht und wirft es mitten auf den Weg. Sie tastet weiter, gebückt, mühsam, beachtet den Mann nicht, sieht nicht auf die Straße, geht an dem Gelde vorüber.

„Mütterchen“, spricht der Mann und weist mit der Hand, „dort liegt auch etwas.“
„Das kann nicht sein“, erwidert die Alte. „Sie wollen mich wohl hohnen; dort gibt es doch kein Reifig.“ Sie wendet nicht einmal den Blick dorthin.

„Mütterchen, es ist kein Reifig; es ist ein Geldstück.“
„Das glaube ich Ihnen nicht; denn, wäre es der Fall, so hätten Sie es wohl selber aufgehoben.“
„Vermutlich, denn der Mann, der mich in die Hand verpackte, Sie würden meine Rechnung bezahlen, gleichgültig, ob ich Ihre Gattin heile oder umbringe.“

„Das stimmt.“
„Nun also! Warum zahlen Sie dann nicht?“
„Da muß ich Ihnen eine Gegenfrage stellen: Haben Sie meine Frau geheilt?“
„Nein.“
„Haben Sie meine Frau umgebracht?“
„Erlauben Sie mal!“
„Na also — was wollen Sie denn eigentlich?“

Wie man es zu etwas bringt

Kodesseller ließ sich einmal bei einem Remporter Barbier rasieren und gab dem Friseur fünf Cents Trinkgeld. Der Friseur zog ein unzufriedenes Gesicht und sagte: „Fünf Cents, Mister Kodesseller? Ihre Angestellten geben ja sogar zehn!“

„Deshalb werden sie auch ewig Angestellte bleiben“, sagte Kodesseller.

„Warum aber wurden alle still, als er herein kam? Und warum gerieten sie ihn so sehr?“
Ich bin wohl selbst gerade so, dachte er. Der Abteilungsleiter kam ihm entgegen. „Der Herr Postdirektor hat nach Ihnen gefragt. Sie sollen sich sofort bei ihm melden.“

Dort sah schon Luderjen. Er hatte den Kopf im Verband, sah aber sonst aus wie immer. Genau so brummig und verdrossen, höchstens war heute ein bißchen mehr Leben in ihm. Bergers Gruß erwiderte er etwas verlegen. Als das erledigt war, sah er erwartungsvoll zum Postdirektor hinüber, der zurückgelehnt in seinem Schreibstuhle saß und mit der Hand auf die Tischplatte trommelte. Er war ein Mann von fünfundsechzig Jahren, kurz, gedrungen, mit Stiernacken und Frohchaugen. Das barlose Gesicht war barsch und roh.

Der Postdirektor fing Luderjens prüfenden Blick auf und sandte ihn an Berger weiter.

„Na“, sagte er, „bitte nehmen Sie Platz und geben Sie Ihre Erklärung ab.“
Berger blieb unsicher stehen. „Meine Erklärung?“

„Ja. — Scheint Ihnen das so merkwürdig? Sie waren bei der Geschichte doch sozusagen mit dabei. — Wenigstens als Zuschauer.“

Die Ironie dieses Zuhales machte Berger stuhlig. Er sah hilflos zu Luderjen hinüber und fing ein schwaches, schmales Hohnlächeln auf. Da wurde er stammend rot. Und in demselben Augenblick kam ihm ein sinnloser und halbvergeßener Ausbruch in den Sinn. Zener Ausbruch gellern vor dem Postbeamten.

„Das bewirte, daß er sich zusammennahm.“
„Ja“, sagte er, „als Zuschauer. Es wäre zu wünschen, daß auch Quisthus als Zuschauer dabei gewesen wäre.“

Dem Postdirektor stieg die Röte in die Stirn. Sie stieg bis unter die Haarwurzeln. „Bewerfen Sie den Toten auch noch mit Schmutz?“ fragte er. (Fortsetzung folgt.)

Ein unangenehmer Mensch

Der Lieberer, den die Kaffe des Regellufes am Ende des halben Jahres einhielt, war so hoch geliegen, daß selbst die oblige „Herrenpartie“ ihn aller Voraussicht nach nicht aufbrauchen würde.

„Was soll mit dem Gelde geschehen?“ fragte der Kassenwart. Er war ein korrekter Herr. Aus diesem Grunde wurde ihm ja das Geld anvertraut. „Verlaufen!“ schlugen die lebensfreudigen jüngeren Mitglieder vor und fanden damit großen Beifall.

Sie sich die Opposition zum Worte meldete, ein feiner alterer Herr, der einmal bessere Tage gesehen hatte und daher bei solchen Anlässen oft einen guten Geschmack bewies. Er war für ein vornehmes Essen, etwa ein Aufsternmaß, sagte er, für erlesene Küche. Er nannte auch gleich ein Lokal.

Die jüngeren zogen das gern in Erwägung. Viele von ihnen hatten noch niemals Kellern gegessen. Der Vorschlag war wirklich nicht übel. Ob es wahr wäre, daß man die Kellern lebendig . . .

Natürlich lebendig! Der ältere Herr, der sich gern seiner besseren Zeiten erinnerte, gab jetzt Erklärungen ab über die einzig wahre Art, Kellern zu essen. Man braucht vor allem Zitronen, sagte er, und — jawohl, man nimmt jede einzelne in die Hand. Eine russische Großfürstin hatte er stets auf diese Art Kellern essen gesehen.

„Was man dazu trinken muß?“ Natürlich Sekt! Da gebe es nichts anderes. Lieberjens Sekt, mit Wasser gemischt, wäre die beste Medizin, genau

wie die Kellern! Schon aus Gesundheitsgründen wäre er durchaus für Kellern und Sekt. Eine Lebensweisheit, für die er beträchtlichen Beifall erntete.

„Wie wäre es“, mischte sich nun einer der Herren ein, die sonst immer schweigend am Tische zu sitzen pflegten, „wenn wir den Lieberer, der nach der Landpartie noch verbleibt, vielleicht einem Wohlfahrtszweck, für Erwerbslose etwa, zumeisen würden?“

Die Gesellschaft verstummte. Ein betretenes Schweigen stellte sich ein, so daß selbst der Sprecher erschrak. „Ach meine nur so!“ fügte er verlegen hinzu. „Es sollte nur eine Anregung sein!“

Schade! Die gemüthliche Stimmung war auf einmal hin. Den Erwerbslosen!! — Der Kassenwart begriff, daß dies nicht der rechte Moment zum Weiterverhandeln war. Darum brach er lieber die Diskussion kurzerhand ab. Man könne ja später, nach der Landpartie, die Sache erwägen. Ob man nun Kellern essen würde und so dem schwerbetroffenen Gastwirtsgererbe auf die Beine helfe, oder ob man etwa für die Wohltätigkeit erübrigen wolle, erdummal müsse man abwarten, was die Landpartie kosten würde. Das andere hätte ja noch Zeit.

„Ein unangenehmer Mensch!“ wandte er sich dann vertrauensvoll an den seinen älteren Herrn, der die Kellern in Vorschlag gebracht hatte. Und der gab ihm recht: „Wer hat ihn denn eigentlich bei uns eingeführt?“

„Er stand aufrecht und gerade, ohne sie anzusehen. Und ohne es selber zu wissen, ließ er den einen Finger am Halsauschnitt ihres Kleides entlanggleiten. Dann sagte er still, als ob damit alles aufgefäkt sei: „Hätte ich sie ihnen verweigert, wäre ich jetzt tot.“

Reise im Wasser

Ein neuer Tag kam; aber nicht rein und unbedeckt wie sonst. Schon von früh an lag etwas Böses und Feindliches in der Luft. Als Erta Bergers die Augen aufschlug, war er sofort hellwach. Er richtete sich im Bett hoch und sah, daß auch Helene nicht schlief.

Sie sahen einander fragend an und Berger sagt: „Jetzt ist er wohl tot.“
Ihr Blick mied den seinen, wie in Angst. Da mußte auch er die Augen niederschlagen.

Sobald er sich angekleidet hatte, ging er hinunter, um zu telefonieren. Als er zurückkam, konnte Helene ihm sofort ansehen, daß es gelichehen war, daß es vorbei war. Er blieb an der Tür stehen und lehnte sich an die Wand. „Ja“, sagte er nur, „ja.“

Dann meldete sich die Berufspflicht, es hieß sich zusammennehmen. Beim Frühstück wechselten sie kein Wort. Mehrmals verließ Berger in tiefen Sinnen und vergaß das Essen. Er gab es dann plötzlich ganz auf, erhob sich, zog den Lieberer an, drückte Helene heftig die Hand und ging ohne ein weiteres Wort.

Im Büro waren bereits sämtliche Spuren der Katastrophe entfernt. Aber die Gemüter waren noch stark davon hingenommen. Berger fand die Kollegen gruppenweise in eifrigem Gespräch stehen. Ja, sogar das Schalterpersonal war eifrig dabei, mit den Kunden das Ereignis zu besprechen. Alles das fand er erklärlich. Es war selbstverständlich,



Zwei LEBENDE und ein TOTES

ROMAN VON SIGURD CHRISTIANSEN

(4. Fortsetzung.)

Herr des Himmels — war es denn nicht Quisthus, der sterben sollte? Er, ganz allein nur er war wichtig. Wenigstens heute. Später würden wohl auch die anderen dafür büten müssen. Sie aber lebten! Wenn sie auch litten. Und ihr Leid würde die Zeit schon lindern. — Aber Quisthus — der mußte sterben!

Er war aufgestanden und balancierte mit dem Stuhl. Sein Gesicht war vor Erregung weiß, die grauen Augen quollen ein wenig hervor und das glatte dunkle Haar war durch die unruhigen Handstriche in Unordnung geraten.

Helene sah ihn an, bang und ein wenig erhaunt. „Was fehlt dir? Ist dir nicht wohl? Du solltest dich hinlegen. Du kannst die Gemütsbewegung nicht vertragen.“

Er schüttelte energisch abweisend das bleiche, verzerrte Gesicht. „Mir fehlt nichts, mir geht's bloß nach, daß für dich die Hauptsache ist, was trotz allem nur Nebenache ist. Quisthus ist der Betroffene — er ist es, der heute nacht sterben muß. Ja, vielleicht ist er schon tot. Er ist hin. Wir andern alle, wir leben. Er aber ist nicht mehr. Das ist es, was mich erregt. Heute nachmittag war er noch. Wir lachten und schwatzten miteinander. Jetzt aber ist er nicht mehr. Ist ganz einfach nicht mehr!“

Sie versand ihn, aber sie widerstrebte im Namen der andern. „Und die andern?“ sagte sie. „sind die denn gar nichts? Denk dran, was die durchmachen müssen. Kannst du dich denn gar nicht in die hineindenken? Der arme, arme Quisthus! Aber der stirbt ja